

„Laßt sie fliehen! Ravenna ist fest! Es wird sich halten. Hört ihr denn nicht? Der Gote will nach Rom! Wir müssen vor ihm dort sein. Folgt mir! an die Küste, der Seeweg ist frei! Nach Rom!“

### Drittes Kapitel.

Lieblieh ist — und weit berühmt ob seiner Liebliehkeit — das Tal, in welchem die Passara von Norden her in die von Westen nach Südosten eilende Athesis rinnt. Wie eine vorgebeugte, nach dem schönen Südländ sehnende Gestalt neigt sich in der Ferne auf deren rechtem Ufer die Mendola heran.

Hier, oberhalb des Einlaufs der Passara, lag die römische Siedelung Mansio Majä. Noch etwas weiter fluslaufwärts, auf beherrschendem Fels, die Burg Teriolis. Heute heißt — von einer Berg-„Muh“ oder „Mar“ (Rutsche) — die Stadt Meran. Die Burg hat der Grafschaft Tirol den Namen gegeben. „Mansio Majä“ klingt heute noch fort in dem Orte Mais, dem villenreichen.

Damals aber lag in dem Castrum Teriolis ostgotische Besatzung: wie in allen den alten rätischen Felsenfesten an der Athesis, Narsus und Dnus zur Abwehr der räuberischen Sueven, Alamannen und Markomannen oder, wie sie bereits genannt wurden: „Bajuwaren“, die in Rätien, am Licus und am untern Lauf des Dnus saßen.

Aber auch abgesehen von der Besatzung der Kastelle waren gerade hier in dem fruchtbaren milden Tal, auf den nicht allzu schroffen, weidreichen Berghöhen ostgotische Sippen in großer Zahl angesiedelt worden.

Noch heute zeichnet die Bauern vom Meraner, Ultner und Sarntal eine seltne, edle, ernste Schönheit aus. Viel feiner, vornehmer und vertiefter als der bajuvarische Schlag an Inn, Lech und Isar sind die schweigsamen Leute. Mundart und Sage bestätigen die Annahme, daß hier ein Rest verschonter Goten

fortblüht. Denn die Amalungensage, Dietrich von Bern und der Rosengarten lebt noch in den Ortsnamen und der Überlieferung des Volks.

Auf einem der höchsten Berge an dem linken Ufer der Athesis hatte sich vorerst der Gote Jffa niedergelassen: sein Geschlecht baute da fort. Der „Jffinger“ heißt heute noch der Berg.

Auf dem Südbang in halber Höhe des Berges war die schlichte Siedelung errichtet. Der gotische Einwanderer hatte bereits Kulturen hier angetroffen. Das rätische Alpenhaus, das schon Drusus vorgefunden, als er die rasenischen Bergvölker bezwang, charakteristisch und wohlgeeignet für die Alpen, hatte auf den Höhen keine Änderungen erfahren durch die römische Eroberung, die im Tal ihre Villen baute und auf den beherrschenden Felsbügeln ihre Warttürme.

Die ganz romanisierten Bewohner des Etschtals waren nach der ostgotischen Einwanderung ruhig in ihren Sitten geblieben. Denn nicht hier, sondern weiter östlich, von der Save her, über den Jsonzo, waren die Goten in die Halbinsel eingedrungen, und erst, nachdem Ravenna und Odoaker gefallen, hatte Theoderich in friedlich geregelter Ordnung seine Scharen auch über Norditalien und das Etschland verbreitet.

So hatten auch Jffa und die Seinen auf dem damals noch rasenisch benannten Berg sich mit den vorgefundenen römischen Ansässigen friedlich geteilt. Ein Drittel von Ackerland, Wiese und Wald, den dritten Teil von Haus, Sklaven und Vieh hatte auch hier, wie überall, der gotische Ankömmling vom römischen Wirt in Anspruch genommen. Im Lauf der Jahre jedoch hatte der römische Hospes diese nahe unfreiwillige Nachbarschaft mit den Barbaren unbequem gefunden. Er überließ den Goten gegen dreißig Paare der ausgezeichneten, aus Pannonien mitgeführten Rinder, die der Germane so trefflich zu züchten verstand, den Rest seines Eigens auf dem Berge und zog sich weiter gen Süden, wo die Römer dichter nebeneinander saßen. —

So war nun der Berg der Jffinger ganz germanisch geworden. Denn plötzlich hatte einmal der jetzige Herr auch die wenigen römischen Sklaven verkauft und neue Knechte und Mägde germanischen Stammes, gefangene Gepiden, angeschafft. Dieser jetzige Herr der Siedelung hieß wieder Jffa, wie der Ahn: er lebte einsam, ein silberhaariger Mann: ein Bruder, sein Weib und eine Schwiegertochter waren vor langen Jahren durch einen Bergsturz begraben worden. Ein Sohn, ein jüngerer Bruder und dessen Sohn waren König Witichis' Waffenruf gefolgt und nicht wiedergekehrt von der Belagerung Roms. So waren ihm nur seine beiden Enkelkinder geblieben, des gefallenen Sohnes Knabe und Mädchen. —

Die Sonne war prachtvoll niedergegangen hinter den Bergen, die in weiter duftiger Ferne den Süden und Westen des unvergleichlichen Eischtales begrenzen. Warmer rotgoldner Schimmer lag über dem mürben Porphyr der Berge, daß er erglühete wie dunkelroter Wein.

Da stieg langsam, Schritt vor Schritt, immer wieder anhaltend und, die Hand über die Augen gelegt, in den flimmern- den Sonnenuntergang schauend, ein Kind, — oder war es schon ein Mädchen? — eine Schar Lämmer vor sich hertreibend, den Rasenhang hinan, auf dessen Höhe seitab vom Wohnhaus die Stallungen lagen.

Sie ließ ihren Schutzbefohlenen immer wieder Zeit, mit wählerischem Zahn die würzigen Alpenkräuter zu rupfen auf ihrem Weg, und schlug mit der Haselgerte, die sie statt des Hirtenstabes trug, den Takt zu der uralten und einfachen Melodie des Liedchens, das sie leise sang:

„Liebe Lämmer, laßt euch leiten  
Von der Hirtin Hand, gehorsam,  
Wie des Himmels lichte Lämmer,  
Wie die Sterne still und stete  
Fromm und friedlich ihrem hehren  
Hirt gehörschen: mühslos meistert,  
Mühslos mustert sie Herr Mond.“

Sie schwieg nun und sah mit vorgebeugtem Köpschen in die tief eingeschnittene Schlucht zu ihrer Linken, die der hier abwärts schießende Wildbach in den Hang gefurcht hatte: jetzt, im Sommer, war er nur halb gefüllt: drüben stieg die Anhöhe wieder steil empor.

„Wo er nur ist?“ fragte sie. „Sonst klettern seine Ziegen immer schon die Halde herab zurück, wann die Sonne zu Golde gegangen. Bald welken meine Blumen.“

Und sie setzte sich nun auf einen Steinblock am Wege, ließ die Lämmer noch grasen, legte die Haselgerte neben sich und ließ einen Schurz von Schaffell, den sie bisher mit der Linken aufgenommen hatte, niedergleiten: da fielen die schönsten Blumen der Alpen in dichten Flocken vor ihr nieder. Sie begann einen Kranz zu flechten.

„Der blaue Speiß steht seinem braunen Haar am besten,“ sagte sie eifrig windend. „Ich werde viel früher müde, wenn ich allein treibe, als wenn er dabei ist. Und doch klettern wir dann viel höher. Möchte wohl wissen, wie das kommt. Und wie mich die nackten Füße brennen! Ich könnte wohl einmal hinabsteigen in den Wildbach, sie zu fühlen. Und da sehe ich ihn auch gleich, wenn er drüben auf den Hang treibt. Die Sonne sticht nicht mehr.“

Und sie streifte das breite große Lattichblatt ab, das sie bisher statt eines Hutes getragen. Da ward die schimmernde Farbe des ganz weißblonden Haares sichtbar, das sie, von den Schläfen zurückgestrichen, mit einem roten Bande hinter dem Wirbel zusammengebunden und bisher unter dem umgebogenen Blatt geborgen hatte. Wie eine Flut von Sonnenstrahlen rieselte es nun über ihren Nacken, den nur ein weißes Wollenhemd bedeckte, das, um die Hüften mit breitem Ledergurt zusammengehalten, nur wenig über die Knie reichte.

Sie maß die Länge ihres Kranzes an dem eignen Haupt. „Freilich,“ sagte sie, „sein Kopf ist größer! Noch diese Alpenrosen dazu!“

Und nun verknüpfte sie die beiden Enden des Kranzes mit zierlichem Bandgras, sprang auf, schüttelte die letzten Blumen aus dem Lederschurz, nahm den Kranz in die Linke und wandte sich, den steilen Abhang hinabzusteigen, an dessen Fuß der Bach an das Gestein toste.

„Nein, bleibt nur hier oben und wartet! Auch du bleib, Weiß-Elbchen, Liebling. Gleich komm' ich wieder.“

Und sie trieb die Lämmer zurück, die ihr folgen wollten und nun blökend der Herrin nachsahen.

Behend kletterte und sprang die Wohlgeübte den steinigen Abhang der Schlucht hinab, bald sich mit den Händen an zähem Gesträuch, Seidelbast und Goldweide, haltend, bald kühnlich von Stein zu Steinplatte springend.

Unter ihrem Sprung bröckelte das mürbe Gestein, und die Trümmer polterten hinab: — da, als sie den rollenden nachhüpfte, hörte sie plötzlich von unten ein scharfes, drohendes Zischen. Und eh' sie wenden konnte, bäumte sich, wohl von einem Stein unsanft aus der Sonnmung gestört, eine große kupferbraune Schlange hoch gegen sie empor. Das Kind erschrak, die hurtigen Knie versagten, und laut aufschreiend rief sie: „Waldgoth, zu Hilfe! zu Hilfe!“

Auf diesen Angstton folgte sofort als Antwort ein heller Ruf: „Marich! Marich!“ was wie ein Schlachtruf klang.

Es knackte in den Gebüsch zu Rechten, Steine rollten den Hang hinab, und pfeilgeschwind flog zwischen die züngelnde Schlange und das ängstlich weichende Mädchen ein schlanker Bube in zottigem Wolfsabließ. Hoch schwang er den starken Bergstoß gleich einem Speer, und so wohlgezielt war sein Stoß, daß die Eisenspitze den schmalen Kopf der Natter in die Erde bohrte. Ihr langer Leib ringelte zuckend um den tödlichen Schaft.

„Gotho, du bist doch heil?“ — „Danke dir, du Treuer!“ — „Dann laß mich den Schlangenspruch sprechen, solange die

Natter noch zuckt: — das bannst ihre Gesippen auf drei Stunden im Umkreis.“

Und er sprach, die drei ersten Finger der rechten Hand wie beschwörend erhoben, den uralten Spruch:

„Warte, du Wolf-Wurm!  
Zapp! Gezucht!  
Beiße den Boden,  
Giftigen Geifers;  
Männer und Maide  
Sollst du nicht sehren:  
Nieder, du Neiding,  
Du nichtige Natter,  
Nieder zur Nacht:  
Hoch ob den Häupten  
Schuppiger Schlangen  
Schreitet das schimmernde Gotengeschlecht.“

#### Viertes Kapitel.

Als er zu Ende gesprochen und sich neigte, die tote Schlange zu prüfen, drückte ihm rasch die Gerettete ihren Kranz auf das goldbraune, kurz krause, dicke Haar.

„Heil, Held und Helfer! Sieh, der Siegeskranz war schon vorher gewunden. Sie, wie schön steht dir die blaue Krone.“ Und sie schlug freudig bewundernd die Hände zusammen.

„Du blutest am Fuße!“ sprach er besorgt, „laß mich die Wunde saugen — wenn dich der Giftwurm gebissen!“ — „s ist nur ein scharfer Stein. Möchtest wohl lieber du sterben?“

„Für dich, Gotho, wie gerne doch! Aber unschädlich wäre das Gift im Munde. Nun, laß dir die Wunde waschen: ich habe noch Essig und Wasser hier in der Lederflasche. Und dann leg' ich dir Salbei drauf oder heilsame Wegewarte.“

Und zärtlich drückte er sie nieder auf das Gestein, kniete vor ihr, hob den nackten Fuß sorgsam in seine linke Hand und pflegte ihn, die Mischung aus dem Kugelrund drauf träufelnd.

Dann sprang er auf, suchte auf dem Rasen und kam bald mit den gefundenen Kräutern zu ihr zurück, mit den Lederröcken, die er sich vom eignen Fuße löste, die Blätter sorgsam über die kleine Wunde bindend.

„Wie gut du bist, Lieber!“ sagte sie, sein Haupt streichelnd. — „Nun laß dich tragen — nur den Hang hinauf!“ bat er. „Ich halte dich so gern auf meinen Armen.“

„Was nicht gar!“ lachte sie auffpringend. „Bin kein wund- des Lamm! Sieh, wie ich laufen kann. Aber wo sind deine Ziegen?“

„Dort kommen sie aus den Wachholderbüschen. Ich rufe sie!“ Und er setzte das Hirtenrohr an den Mund und blies einen schrillen Ton, den Bergstock im Kreise über dem Haupte schwingend. In eilfertigen Sprüngen kamen die starken Ziegen herbei: — sie scheuten die Strafe! Und aus der Tasche einen dünnen Streifen Salz auf die Erde streuend, den die Tiere, gierig leckend, verfolgten, schritt er nun, den Arm zärtlich um des Mädchens Nacken gelegt, den Hang hinauf.

„Sag' mir nur, Lieber,“ fragte sie, oben angelangt und die Lämmer versammelnd, „weshalb du heute wieder den Drachen ansprangst mit dem Ruf: Marich! Marich! Wie neulich, da du mir den Steinadler von Weiß-Elbchen scheuchtest, das er schon in den Fängen hatte.“

„Das ist mein Schlachtruf!“

„Wer hat ihn dich gelehrt?“

„Der Ahn, da er mich zum erstenmal mitnahm auf die Wolfsjagd: — als ich mir hier das Bliß von Meister Is- grimms Rippen holte. Da sprach er, als ich »Jffa, Jffa!« schreiend, — ebenso, wie ich ihn rufen hörte, — auf den Wolf, der nicht mehr entweichen konnte und sich mir stellte, mit dem Schwerte sprang: »Du mußt nicht »Jffa!« rufen, Aldalgot, wie ich. Wenn du Held oder Ungetier angehst, ruf du nur: »Marich!« Das bringt dir Sieg.“

„Heißt aber doch keiner unsrer Ahnen und Gesippen so, Bruder! Wir kennen doch ihre Namen alle.“

Und nun hatten sie die Stallungen erreicht, die Tiere hinein- getrieben und sich vor der Türe des Wohnhauses, vor dem offenen Fenster, auf die Holzbank gesetzt, welche die Vorder- seite des Hauses auf beiden Seiten der Haustüre umzog.

„Da ist,“ zählte das Mädchen nachdenkend auf, „Jffamer, unser Vater, Wargs der Ohm, den der Berg verschüttet hat, Jffa der Ahn, Jffamuth, der andre Ohm, Jffaswinth, dessen Sohn, unser Vetter, und Jffarich, der Großahn und wieder Jffa — aber kein Marich.“

„Und doch ist mir noch wie ein Dämmertraum aus der Zeit, da ich zuerst auf dem Berg umherzulaufen anfing, aus der Zeit vor dem großen Bergfall, der den starken Dheim Wargs begrub, als hätte ich den Namen oft gehört. Und er gefällt mir. Und der Ahn hat mir erzählt von einem Heldenkönig die- ses Namens, der zuerst vor allen Helden die Romaburg be- zwang: — du weißt: die Stadt, von welcher unser Vater und der Dheim Jffamuth und der Vetter Jffaswinth nicht wieder- gekehrt sind, — und der dann früh verstarb, wie Siegfried, der Schlangentöter und Baldur, der Heidengott. Und sein Grab ist in einem tiefen Fluß. Da liegt er, auf goldenem Schild, unter seinen Schätzen: und hohes Schilf wogt darüber hin. Und nun hat sich ein anderer König aufgetan, der heißt To- tila, wie die Heermänner, welche die Besatzung drüben in Schloß Teriolis ablösten, erzählten. Der soll sein wie jener Marich und wie Siegfried und wie der lichte Sonnengott. Und ich, hat der Ahn gesagt, soll auch ein Kriegsmann werden: und einst hinabziehen zu König Totila und unter die Feinde stürmen mit dem Ruf Marich, Marich! Und es ist mir auch schon lange verleidet, dies Umhersteigen hier auf dem Berg und das Ziegenhüten, wo kein Feind zu bekämpfen ist als der Wolf und höchstens ein Bär, der die Trauben und die Honigwablen benascht. Und ihr alle lobt mein Harfenschlagen und meine

Lieder. Aber ich spüre, daß es damit nicht viel ist, und daß ich von dem Alten nichts mehr darin lernen kann.

Und ich möchte doch noch viel stolzere Weisen singen.

Und ich kann gar nicht genug erzählen hören von den Heer-  
männern drüben in der Burg von den Siegen des Sonnen-  
königs Lotila. Neulich hab' ich dem alten Hunibad, den der  
König zur Pflege seiner Wunden hierher in die Ruhe geschickt  
hat, den schönsten Berghirsch geschenkt, den ich erlegt, dafür,  
daß er mir die Schlacht an der Padusbrücke zum drittenmal  
erzählt. Und wie König Lotila selbst den finstern Höllenkönig,  
den schrecklichen Cethegus, überwindet. Und ich habe schon ein  
Harfenlied davon gedichtet, das hebt an:

Zitter und zage,  
Zäher Cethegus:  
Nicht taugt dir die Lücke:  
Leja, der Lapfe,  
Zertrümmert den Troß dir:  
Und taghell emportaucht,  
Wie Maiglanz und Morgen  
Aus Nacht und aus Nebel,  
Der leuchtende Liebling  
Des Himmels-Herrn:  
Der schimmernd-schöne,  
Der kühne König.

Aber weiter geht es noch nicht. Und ich kann auch nicht  
allein weiter dichten. Ich brauche einen kundigen Meister für  
Wort und Harfe. Und auf den Speerschwinger Leja, den sie  
den schwarzen Grafen nennen, und der wunderbar die Harfe  
schlagen soll, möcht' ich auch ein halbfertiges Lied vollenden.  
Und ich wäre schon lang — aber das sag' ich nur dir — da-  
vongegangen, ohne den Ahn zu fragen, der immer noch sagt:  
ich bin zu jung. Wenn mich eins nicht hier hielt.“ Und er  
sprang hastig auf.

„Was denn? Bruder,“ fragte Gotho, ruhig sitzen bleibend  
und ihn aus ihren großen hellblauen Augen voll ansehend.

„Ja, wenn du's nicht weißt,“ — sprach er fast zornig,  
„sagen kann ich's dir nicht. — Ich muß hinüber und neue  
Pfeilspitzen schmieden in der Schmiedhütte. Gib mir noch einen  
Ruß, so! Und nun laß dir noch einen auf jedes Auge legen!  
Und einen auf das lichte Haar! Fahr wohl, lieb Schwester-  
lein, bis zum Nachtmahl.“ Und er eilte hinweg von ihr nach  
einem Nebengebäude, vor dessen Tür ein Schleiffstein und aller-  
lei Arbeitsgerät stand.

Gotho stützte die Wange auf die Hand und sah vor sich hin,  
dann sagte sie laut: „Ich kann's nicht raten. Denn mich würd'  
er ja mitnehmen, natürlich. Wir könnten ja gar nicht leben  
ohne einander.“

Sie stand mit einem leichten Seufzer auf und wandte sich  
dem Wiesgrund neben dem Hause zu, nach dem Linnen zu  
sehen, das dort zur Bleiche lag.

Aber im Wohnhaus hinter dem offenen Fenster erhob sich  
jetzt der alte Jffa. Er hatte alles mit angehört. „Das tut  
kein gut mehr!“ sprach er, sich lebhaft den Kopf reibend.  
„Hab's immer nicht über das Herz gebracht, die Kinder zu  
trennen. Waren ja Kinder! Hab' immer noch ein Weilchen ge-  
wartet. Und jetzt hätt' ich gar schon bald ein Weilchen zu lang  
gewartet. Fort mit dir, jung Adalgoth!“

Und er trat aus dem Wohnhaus und schritt langsam hin-  
über in die Schmiede.

Er fand den Knaben in eifriger Arbeit. Mit vollen Backen  
blies er in die Kohlenglut am Schmiedeherd und hielt dann die  
schon roh bearbeiteten Pfeilspitzen hinein, sie zu erweichen und  
hämmerbar zu glühen. Dann griff er mit der Zange die Spitze  
heraus, legte sie auf den Schmiedknecht, den Amboß, und häm-  
merte zierlich ihre Spitzen und Widerhaken zurecht.

Er nickte nur stumm dem eintretenden Großvater zu, ohne  
sich in der Arbeit stören zu lassen. Tapfer hieb er auf den Am-  
boß, daß die Funken sprühten. „Nun,“ dachte der Alte bei sich,  
„jetzt denkt er doch nur an Pfeil und Eisen.“

Aber plötzlich schloß der junge Schmied mit einem tausenden Streich, warf den Hammer weg, strich sich über die glühende Stirn und fragte, rasch gegen Iffa sich wendend: „Ahn, woher kommen die Menschen?“

„Jesus, Wodan und Maria!“ rief der Alte und trat erschrocken einen Schritt zurück. „Bub, wie kommst du auf solche Gedanken?“

„Die Gedanken kommen zu mir: — nicht ich zu ihnen. Ich meine nämlich die ersten Menschen, die allerersten. Der lange Hermegisel da drüben in Teriolis, der aus der Arrianerkirche zu Verona davongelaufen ist und schreiben und lesen kann, sagt: der Christengott habe in einem Baumgarten einen Mann aus Lehm gemacht und aus dessen Rippe, da er schlief, ein Weib. Das ist zum Lachen. Denn aus einer noch so langen Rippe kann man kein noch so kleines Mädchen machen.“

„Ja, ich glaub's auch nicht!“ gestand der Alte, nachdenklich. „'s ist schwer vorzustellen. Und ich erinnere mich: mein Vater hat einmal gesagt, an einem Abend am Herdfeuer: die ersten Menschen seien auf den Bäumen gewachsen. Der alte Hildebrand aber, der sein Freund war, obzwar tüchtig älter — und der von Tridentum her auf einem Streifzug gegen die wilden Bajuwaren hier eingekehrt war, und der zunächst am Herd saß: — denn es war noch früh im Jahr und sehr rauh und kalt —, der sagte: mit den Bäumen, das sei richtig. Aber nicht gewachsen seien die Menschen darauf, sondern zwei Heidengötter — ‚Dämonen‘ nennt sie Hermegisel — haben einst am Meeresufer den Eschenbaum und die Erle liegend gefunden: und aus ihnen bildeten sie Mann und Weib. Es geht auch noch ein altes Lied davon. Hildebrand wußte noch ein paar Worte draus. Mein Vater schon nicht mehr.“

„Das will ich schon lieber glauben! Aber jedenfalls waren da anfangs der Menschen sehr wenige?“ — „Gewiß.“ — „Und es gab nur eine Sippe anfangs?“ — „Sicher!“ — „Und die Alten starben meistens vor den Jungen?“ — „Frei-

lich.“ — „Dann will ich dir was sagen, — Ohm. Dann mußten die Menschen entweder aussterben. Oder, da sie noch da sind, — und siehst du, da wollt' ich drauf hinaus, — mußten Bruder und Schwester sich oft heiraten, bis mehrere Sippen entstanden.“

„Adalgoth, dich reiten die Elben, du redest wirt.“

„Ganz und gar nicht. Und kurz und gut: wenn's früher geschehen konnte, kann's auch heute noch geschehen. Und ich will meine Schwester Gotho zum Weibe haben.“

Der Alte sprang auf ihn zu und wollte ihm den Mund verhalten.

Aber der Jüngling wich ihm aus. „Ich weiß schon alles, was du sagen willst.“

Hier kämen die Priester von Tridentum wohl bald dahinter. Und dann des Königs Graf. Aber ich kann ja mit ihr in ein fernes Land ziehen, wo uns niemand kennt. Und sie geht schon mit, das weiß ich.“

„So! das weißt du auch schon?“

„Ja, das weiß ich.“

„Aber das weißt du noch nicht,“ sprach nun ernst und entscheidend der Alte, „daß diese Nacht die letzte ist, die du hier zubringst auf dem Berg der Iffinger. Auf, Adalgoth, ich gebiete dir: dein Ahn und dein Mundwalt. Du hast eine Ehrenpflicht, die Pflicht heiliger Rache, zu erfüllen am Hofe König Totilas und in seinem Heer: einen heiligen Auftrag des Oheim Wargs, der unterm Berg verschüttet liegt: — einen Auftrag deines — Ahns. Du bist nun reif und stark genug, ihn zu erfüllen.“

Morgen, mit dem ersten Tagesgrauen, brichst du auf nach Süden, nach Italia, wo König Totila das Unrecht straft, dem Recht zum Siege hilft und den Neiding Cethegus niederkämpft. Folg' mir in meine Kammer. Dort hab' ich dir ein Kleinod einzuhändigen von Oheim Warg und manches Wort noch auf den Weg zu geben. Manch Wort des Rates und der

Rache. Vor Gotho aber schweige. Mach' ihr das Herz nicht schwer. Befolgst du meine und deines Oheims Worte, wirst du ein starker, freudiger Held werden an König Totilas Hof. Und dann, aber auch nur dann, wirst du auch Gotho — wiedersehen.“

Lief ernst, bleich geworden folgte der Jüngling dem Ahn in das Haus. Lang sprachen sie dort leise in des Alten Kammer.

Bei dem Nachtmahl fehlte Aldagoth. Er habe sich, mehr müde als hungrig, schon schlafen gelegt, ließ er der Schwester sagen durch den Ahn.

Aber nachts, da sie schlief, trat er auf leisen Behen in ihr Gemach.

Der Mond warf einen zarten Strahl auf ihr engelhaftes Angesicht. Auf der Schwelle blieb er stehn. Nur die Rechte streckte er nach ihr aus.

„Ich seh' dich wieder,“ sprach er, „meine Gotho!“

Und er überschritt bald die Schwelle des schlichten Alpenhauses. Noch begannen kaum die Sterne zu bleichen: frisch, stählend, wehte die Nachtluft des Berges um seine Schläfe. Er sah in den schweigenden Himmel. Da schoß ein Stern in hohem Bogen über sein Haupt. Gen Süden flog er nieder. Da erhob der Jüngling den Hirtenstab in der Rechten: „Dorthin rufen mich die Sterne! Nun wahre dich, Neiding Cethegus!“

### Fünftes Kapitel.

Der Präsekt hatte nach der Schlacht an der Padusbrücke Boten seinen nachrückenden Scharen entgegengeschickt, die zunächst seine Söldner, dann auch die langsamer folgenden Bürger von Ravenna nach dieser Stadt zurückwiesen. Die flüchtenden Truppen des Demetrius überließ er ihrem Schicksal. Totila hatte alle Feldzeichen und Fahnen der zwölf Tausend er-

beutet, „was den Römern nie zuvor geschah,“ schreibt Prokopius zürnend.

Cethegus selbst eilte mit seinem geringen Gefolge quer durch die Amilia an die Westküste von Italien, die er bei Populonium erreichte, bestieg ein rasches Kriegsschiff und ließ sich von einem starken Nordnordwest, den, wie er sagte, die alten Götter Latiums gesendet, nach dem Hafen von Rom, Portus, tragen.

Auf dem Landweg hätte er nicht mehr durchdringen können: denn nach dem Sieg Totilas an der Padusbrücke fiel ganz Tuscia und ganz Valeria den Goten zu: das Flachland rückhaltlos: und auch die Städte, die nicht starke byzantinische Besatzung in Zaum hielt.

Bei Mucella, einen Tagmarsch von Florenz, schlug der König nochmal ein starkes Heer der Byzantiner unter elf uneinigem Führern, welche die kaiserlichen Besatzungen der tusciaischen Städte zusammengerafft hatten, ihm den Weg zu verlegen. Mit Mühe entkam der Oberfeldherr Justinus nach Florentia. Der König behandelte seine zahlreichen Gefangenen mit solcher Güte, daß sehr viele derselben, Italiener und kaiserliche Söldner, in seine Dienste traten. Und nun waren alle Straßen von Mittelitalien bedeckt von neu zu den Waffen eilenden Goten und von Colonen, die, unter deren Anführung, Totilas Märschen gegen Rom folgten.

In dieser Stadt angelangt, hatte Cethegus sofort alle Anstalten zur Verteidigung getroffen. Denn im Fluge nahte nun, nach dem zweiten Siege, bei Mucella, König Totila, aufgehalten fast nur noch durch die Huldigungen der Städte und Kastelle auf seinem Wege, die wetteifernd ihm und jubelnd die bei seinem Eintritt bekränzten Tore erschlossen. Die wenigen Burgen, die, von starken byzantinischen Besatzungen gehalten, widerstanden, wurden eingeschlossen von kleinen Abteilungen, die Totila aus Italiern bildete, durch wenige gotische Kerntruppen zusammengehalten.

Er konnte dies, da seine Macht während des Zuges auf

Rom von allen Seiten, einem Strome gleich, große und kleine Zuflüsse von Goten und Italiern erhielt.

Zu Tausenden eilten die italischen Colonen, die er frei erklärt, zu seinen Fahnen. In kleinen Städten erhoben sich die Bürger gegen die byzantinische Besatzung, entwaffneten sie oder zwangen sie zum Abzug. Ja sogar Söldner Belisars, die seit dessen Entfernung monatelang von den kaiserlichen Logotheten keinen Sold erhalten hatten, boten nun den Goten ihre Waffen an.

So war es ein sehr ansehnliches Heer von Goten und Italiern, das Totila, wenige Tage nach dem Eintreffen des Präseften, vor die Tore Roms führte.

Mit lautem Jubel wurden bald darauf in dem gotischen Lager der tapfere Wölfling Herzog Guntharis, Wihand der Bandalarius, Graf Markja und der alte Grippa begrüßt, deren Austausch gegen den an der Padusbrücke gefangenen kaiserlichen Oberfeldherrn und mehrere seiner Heerführer Totila bei Constantianus und Johannes, den Befehlshabern von Ravenna, erwirkt hatte.

Auf Cethegus aber fiel nun die fast unlösbare Aufgabe, seine großartig angelegten Befestigungen hinlänglich zu besetzen. Fehlte ihm doch nicht bloß das ganze Heer Belisars, — auch der größte Teil der eignen Söldner, die erst allmählich auf dem Seeweg von Ravenna her in dem Hafen Portus eintrafen. Um den ganzen Kreis der weiten Umwallung auch nur notdürftig zu decken, mußte Cethegus den römischen Legionären nicht nur ungewohnte und unerwartete Anstrengungen un abgelösten Wachdienstes zumuten, — er mußte auch deren Zahl durch Gewaltmaßregeln erhöhen.

Vom sechzehnjährigen Knaben bis zum sechzigjährigen Greise rief er „alle Söhne des Romulus, Camillus und Cäsar zu den Waffen, die Heiligtümer der Väter zu schirmen wider die Barbaren“.

Aber sein Aufruf wurde kaum gelesen und verbreitet und

führte ihm nur wenige Freiwillige zu, während er mit Jüngern sah, wie das Manifest des Gotenkönigs, das jede Nacht an vielen Stellen über die Mauern flog, überall umlief und vor dichten Gruppen verlesen wurde: so daß er zornig befahl, jeden mit Einziehung des Vermögens oder Vernechtung zu strafen, der das Manifest aufhobe, anschlüge, vorlese, verbreite. Aber es lief doch überall um: und seine in allen „Regionen“ der Stadt aufgelegten Listen der Freiwilligen blieben leer.

Da schickte er seine Isaurier in alle Häuser und ließ Knaben und Greise mit Gewalt auf die Wälle schleppen: bald war er mehr gefürchtet, ja gehaßt als geliebt. Nur seine eiserne Strenge und das allmähliche Eintreffen seiner isaurischen Söldner hielt noch die Unzufriedenheit der Römer nieder.

In dem Gotenlager aber überholte eine Glücksbotschaft die andre.

Teja und Hildebrand hatten die Byzantiner bis vor die Tore von Ravenna verfolgt. Diese Stadt verteidigten der wieder freigegebene Demetrius und Johannes der Blutige, und die Hafenstadt Constantianus gegen Hildebrand, der Ariminum im Vorüberziehen gewonnen, da die Bürger die armenischen Söldner des Artasires entwaffneten und die Tore öffneten. Teja aber schlug und tötete im Zweikampf den tapfern byzantinischen Feldherrn Verus, der mit auserlesenen pisischen und kilikischen Söldnern ihm den Übergang des Santernus verwehren wollte, durchzog ganz Norditalien, den Aufruf Totilas in der Linken, das drohende Schwert in der Rechten: und in wenigen Wochen waren alle Städte und Burgen bis auf Mediolanum zur Untertwerfung gewonnen oder geschreckt.

Totila, durch die Erfahrungen der ersten Belagerung gewarnt, wollte sein Heer einem Sturm auf die furchtbaren Werke des Präseften nicht aussetzen und auch seine künftige Hauptstadt nicht den Zerstörungen stürmender Einnahme preisgeben. „Auf hölzernen Brücken, auf linnenen Flügeln gelang“



ich nach Rom!" so rief er eines Tages Herzog Guntharis zu, überließ diesem die Einschließung der Stadt, brach auf mit der ganzen Reiterei und eilte nach Neapolis. In diesem Hafen lag, schwach bemant, eine kaiserliche Flotte.

Einem Triumphzug, nicht einem Feldzug, glich Totilas Marsch auf der appischen Straße durch Unteritalien. Diese Gegenden, die am längsten unter dem Joche der Byzantiner litten, waren am meisten bereit, nun die Goten als Befreier zu begrüßen.

Mit Blumengewinden zogen die Jungfrauen von Terracina dem schönen Gotenkönig entgegen. Das Volk von Minturnä fuhr, ihm zum Empfang, einen vergoldeten Wagen hinaus, hob ihn vom weißen Roß und zog ihn auf dem Wagen jubelnd in die Lore. „Sehet hin!“ — scholl es in den Straßen von Casilinum, einer alten Kultstätte der campanischen Diana, — „Phöbus Apollo ist niedergestiegen vom Olymp und hält befreienden Einzug in der Stadt seiner Schwester.“ Die Bürger von Capua aber baten ihn, die ersten Goldmünzen seines Königsnamens in ihrer Münze zu prägen mit der Umschrift: »Capua revindicata«.

So ging es fort bis Neapolis: dieselbe Straße, die er der-einst, ein Flüchtling, verwundet, in nächtlicher Hast zurückgelegt. Der Befehlshaber der armenischen Soldner in der Stadt, einer sehr tapfern, aber schwachen Schar, der Arsakide Phaza, wagte nicht, der Bevölkerung für den Fall einer Belagerung zu trauen. Er führte seine Lanzenträger und bewaffnete Bürger von Neapolis dem König zur offenen Feldschlacht entgegen.

Da, vor dem Beginn des Gefechts, ritt ein Reiter auf weißem Roß aus der Schlachtreihe der Goten, nahm den Helm vom Haupt und rief: „Kennt ihr mich nicht mehr, ihr Männer der parthenopäischen Stadt? Ich bin Totila. Ihr habt mich geliebt, da ich der Seegräf eures Hafens war. Ihr sollt mich segnen als euren König. Gedenkt ihr nicht mehr, wie ich eure Weiber und Kinder auf meinen rettenden Schiffen geflüchtet

vor den Hunnen Bellisars? Vernehmt: diese eure Frauen und Töchter, sie sind abermals in meiner Hand: nicht als Schützlinge, als Gefangene. — Nach Cumä habt ihr sie gebracht, in das feste Schloß, sie vor den Byzantinern zu schützen, vielleicht auch vor mir. Wisset aber: Cumä hat sich mir ergeben: und alle dorthin Geflüchteten sind in meine Gewalt gefallen.

Man riet mir: sie als Geiseln zu behalten, euch und die andern Städte zur Ergebung zu zwingen. Das widerstrebt mir. Frei ließ ich sie alle: — nach Rom hab' ich die Frauen der römischen Senatoren geleiten lassen. Nur eure Weiber und Kinder, ihr Männer von Neapolis, hab' ich in mein Lager kommen lassen: nicht als Geiseln, nicht als Gefangene: — als meine Gäste. — Sehet hin: — dort strömen sie aus meinen Zelten. — Öffnet die Arme, sie zu empfangen: — sie sind frei.

Wollt ihr jetzt gegen mich kämpfen? Ich kann's nicht glauben! Wer ist der erste unter euch, der zielt auf diese Brust?" Und weit schlug er den weißen Mantel auseinander.

„Heil König Totila dem Gütigen!" war die jubelnde Antwort. Und das heißblütige Völklein warf die Waffen nieder, strömte heran, begrüßte jubelnd die befreiten Frauen und Kinder und küßte dem jungen König den Saum des Mantels und die Füße.

Der Führer der Soldner ritt zu ihm heran. „Meine Lanzen sind umringt und zu schwach, allein zu kämpfen. Hier, o König, nimm mein Schwert: ich bin dein Gefangener.“

„Nicht also, tapftrer Arsakide! Du bist unbesiegt: — deshalb auch ungefangen. Zieh ab, wohin du willst, mit deiner Schar.“

„Ich bin besiegt und gefangen durch deines Herzens Hoheit und deiner Augen lichten Glanz: — verstatte, daß wir fortan für deine Fahne fechten.“ Eine auserlesene Kriegerschar war so Totila gewonnen, die fortan treu bei ihm aushielt.

Unter einem Regen von Blumen hielt er seinen Einzug